

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Band: - (1909)
Heft: 5-6

Artikel: Einige Gedanken zur Friedensarbeit [Fortsetzung]
Autor: Lennhoff, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in dem Gewissen der Fürsten und Staatsmänner Europas sah, die sich Gott gegenüber verantwortlich wissen für das Leben und Gedeihen der ihrer Leitung anvertrauten Völker und ferner in dem Wunsche und dem Willen der Völker selbst, sich in ruhiger Weiterentwicklung die grossartigen Errungenschaften fortschreitender Kultur nutzbar zu machen und in friedlichem Wettbewerb ihre Kräfte zu messen, deckt sich vollständig mit unseren Anschauungen. In seiner Eröffnungsrede der interparlamentarischen Konferenz in Berlin vom 17. September 1908 sagt Prinz Schönauich Karolath, indem er unter anderm auf die Hinfälligkeit der von den grossen Eroberern geschaffenen Werke und namentlich auf Napoleon I. hinwies: „So bewunderungswert das Genie, so hinreissend seine Taten sein mögen, Männer gleich ihm, dem Gewaltigen, dem Ausserordentlichen, haben die Welt nicht beglückt. Heute suchen wir den Ruhm und das Glück der Völker auf anderen Gebieten. Nicht der gegenseitigen Eroberung gilt unser Streben, es gilt der Verständigung. Wir rufen auf zu gemeinsamer Arbeit, zu gemeinsamer Tätigkeit an den Werken des Friedens.“ Ich schliesse mich diesem Aufrufe an als Freund meines Vaterlandes, denn gerade die kleinen Staaten haben am schwersten unter den Folgen des Krieges zu leiden. Das Schweizervolk wird in nächster Zeit Gelegenheit finden, seiner Gesinnung in dieser Beziehung durch die Unterzeichnung einer Weltkundgebung zuhanden der dritten Haager Konferenz Ausdruck zu geben. Von dem Wunsche beseelt, dass das Ihnen so unbequeme Friedensmuseum in Luzern recht bald von seinem Platze verschwinde und dafür an anderer Stelle ein der Neuzeit angepasster, massiver Neubau für den Inhalt des jetzigen Museums erscheine, grüsst hochachtungsvoll
K. Rüd.

—o—

Noch ein Wort zur Luzerner Rede.

Gestatten Sie einem älteren Mitgliede des Schweizerischen Friedensvereins ein paar Bemerkungen über die Rede, die Oberst Emil Frey in Luzern gehalten hat.

1. Er hält das Wort „Vaterland“ unvereinbar mit dem ewigen Frieden. Das Wort Vaterland wird eben vielfach arg missbraucht. Ueberall, wo ein Krieg aus Ländergier, Habsucht, Stolz etc. heraufbeschworen wird, ist das „Vaterland in Gefahr“. So kämpft der arme Russe für sein bedauernswürdiges Vaterland, sein Sprachgebiet, seine Eigenart wie der Deutsche, der Franzose etc. Darum halte man Frieden und lasse jedem sein „Vaterland“!

2. Das Elend auf den Schlachtfeldern verglichen mit dem Elend der Grossstädte. Wer ist grossenteils an letztem schuld? Ist es nicht der alles Geld verschlingende Krieg?! Wie wollte auch den Staaten noch Geld für die Armen und Elenden übrig bleiben, solange sie nicht einmal genug Geld für Kriegszwecke zusammenbringen?! Schafft man aber den Krieg aus der Welt, so schafft man zugleich das Elend in den Städten und dasjenige auf dem Schlachtfelde aus dem Wege; das muss doch jeder vernünftige Mensch zugeben!

3. Der „schöne“ Soldatentod! Wenn ein Schweizer Soldat, der wirklich nur dann auszieht, wenn das Vaterland in Gefahr ist (wegen Ländergier etc. zieht ja der Schweizer überhaupt nie aus), auf dem Schlachtfelde von einer feindlichen Kugel ins Herz tödlich getroffen wird, so kann man allenfalls noch von einem „schönen“ Soldatentod reden. Wie aber, wenn ein Soldat des Augenlichtes, der Arme oder Beine beraubt als armer Krüppel Jahre und Jahre sich noch durchs Leben schleppen muss, wo ist da der schöne

Soldatentod?! Und wenn der Soldatentod wirklich so schön ist, wie ihn Oberst Frey in hochklingenden Phrasen schildert, warum lief dann der grosse Napoleon immer davon, wenn er merkte, dass es ihm an den Kragen gehen könnte, alles um sich her (sogar seinen Hut bei Waterloo) im Stiche lassend? Gar mancher, der bei einem St. Jakobsfest, oder auch im „Löwengarten“ die Mähne schüttelt, wäre vielleicht nicht der letzte, der im Ernstfalle wie Napoleon und andere hochgestellte Persönlichkeiten die Flucht dem schönen Soldatentod vorziehen würde. Und wenn man uns Friedensfreunden vorhalten wollte, wir wären im Falle der Not schlechte Patrioten, schlechte Soldaten, so wollen wir den Eisenfressern erwidern, dass die Liebe zum Vaterlande da am grössten ist, wo wenig von Krieg gefaselt wird, wo man dagegen die Naturschönheiten seines Landes zu würdigen versteht und die Segnungen des Friedens, für die man im Notfalle gerne Gut und Leben in die Schanze wirft. Von den Söhnen unserer Berge heisst es ja im Liede:

„Da droben thront der Friede, wo die Lawine kracht, der Fels hat als Aegide die Hütte überdacht; schallt Kriegsgeschrei im Tale, der Aelpler drob erwacht, er steigt vom hohen Walle und stürzt (nicht zieht) sich in die Schlacht!“

Das sind nur ein paar während der dienstlichen Arbeit flüchtig hingeworfene Gedanken über die Rede von Oberst Frey. Der Gedanke an den Völkerfrieden hat überall — trotz den Maulhelden und Eisenfressern — mächtige Wurzel geschlagen. Möge das Friedenswerk immer mehr mutige Verteidiger finden! T.

—o—

Einige Gedanken zur Friedensarbeit.

Von Eugen Lennhoff, Zürich.

VII. Reminiszenzen.

..... Ein Gang durchs Landesmuseum, diese Stätte schweizerischer Kultur vieler Jahrhunderte..... Beim Betrachten aller dieser Zeugen längst entschwundener Zeiten kann man sich des Gedankens nicht erwehren: „Welcher Zusammenhang besteht doch im Geiste der Völker zwischen Kultur und Waffen!“

Gleich beim Eingang: Waffen der Steinzeit, roh, unförmlich, plump, aber doch dazu dienend, einem Feind den Garaus zu machen.....

Je weiter man kommt, je mehr man die zunehmende Bildung der Menschen erkennt, desto vervollkommener werden die Speere, Schwerter und Streitäxte: Bronze, Eisen..... Zu den Angriffswaffen kommen allmählich auch die Schutzutensilien: Schwere, riesenhafte Kopfbedeckungen, Schilde..... Endlich landet man am Stolze der Sammlung: im Waffensaal. Da stehen sie in Reih und Glied, alle die Mordinstrumente und Rüstungen, die Schlachtwerkzeuge und Kriegsgeräte, mit denen unsere Vorfahren in den Kampf zogen. Und darüber wehen zerfetzte Fahnen, Zeugen blutiger Schlachten.....

Sie sehen furchtbar gefährlich aus, die Geschütze, die im Grunde genommen doch nicht viel wert waren und keinen grossen Schaden stifteten. Was deshalb mehr ins Auge fällt, sind die Handwaffen, die Morgensterne und Hellebarden..... Wieder steigen Gedanken auf, man vergleicht unwillkürlich die damalige Kampfesweise mit der heutigen. Ja, das war noch ein anderer Krieg! Für diesen kann man sich unter Umständen noch erwärmen; da stand doch Mann gegen Mann, da konnte man doch noch der Gefahr ins Auge sehen..... Und heute? Nun, wir leben im Zeitalter der Zivilisation, und da liebt man eine solch „barbarische“ Kriegsweise nicht mehr, man will den

„frischen, fröhlichen Krieg“! Was brauchen die Soldaten den Feind noch zu sehen, die Hauptsache ist, dass sie geradeaus feuern, dorthin, wo weisse Wölkchen anzeigen, dass dort der Feind liegt. Oder, was noch einfacher ist, man stellt auf einem Hügel Geschütze auf, und wenn dann weit, weit draussen im Lande plötzlich Staubwolken aufsteigen und durchs Fernrohr feine, dunkle Striche sichtbar werden, dann ein schnelles Richten, ein Zug mit der Hand, ein dumpfes Krachen, und ringsum Tod und Verderben bringend fährt die tödliche Granate in das gegnerische Heer, grausige Lücken reissend. Das geht auf beiden Seiten so. Und am Abend singt der Sieger ein „Te Deum“, die Zeitungen melden: Sieg! und damit auch die Zahlenmenschen im Heere etwas zu tun bekommen, wird die Anzahl der Toten und Verwundeten festgestellt, amtlich verifiziert, und die unbeteiligte Menschheit staunt und jubelt über das grosse Ereignis, während die Angehörigen der Gefallenen blutige Tränen vergiessen und den Krieg verdammen!.....

Man denkt unwillkürlich an die Zukunft! Was werden die nächsten Kriege bringen? Oh, sie werden noch viel infamer, viel heimtückischer werden! Ja, denn man wird sie mit rauchlosem Pulver und geräuschlosen Kugeln führen! Und dann wird man von oben mit Sprengstoffen beworfen werden, und vielleicht erfindet jemand sonst noch irgend etwas Raffiniertes, denn des Menschen ganzes Sinnen und Trachten ist ja heutzutage darauf gerichtet, die immer grössere Vollendung der Technik dem Kriege nutzbar zu machen.

Wenn man das bedenkt, so kann man zwei Parallelen in der Geschichte der Menschheit konstatieren: Ansteigen von Zivilisation, Bildung, Kultur auf der einen, stetes Wachsen der Grausamkeit und der Mordlust im Kriege auf der andern Seite. Ist dem etwa nicht so? Sicherlich! Denn unter den kriegerischen Völkern des Altertums, über die man so gerne heutzutage die Nase rümpft, spielte doch die Ritterlichkeit eine Hauptrolle; wohl wurden oft Kriege mit beispielloser Grausamkeit geführt, weil diese Leute eben noch keinen Begriff von Humanität hatten, weil bei ihnen der Krieg als eine göttliche Verordnung erschien — aber wo reichten diese Kämpfe an die Greuel z. B. des russisch-japanischen Krieges heran, in welchem doch alle die vielgepriesenen „Humanisierungsmittel“ des Krieges zur Geltung kamen.

Vielleicht verrennen sich einmal diese Kriegstechniker ganz von selbst mit ihren Erfindungen! Denn man sollte eigentlich meinen, dass, je mehr gerüstet wird und je furchtbarer die Kriegsmittel werden, schliesslich die Staaten es gar nicht mehr wagen werden, gegen einander loszuschlagen, dass die abgehärtetsten und chauvinistischsten Kriegerherzen beim Anblick der eigenen Waffen erschauern müssen!.....

Wird diese Zeit kommen?

—o—

Die Uebel des Krieges.

1. Das Leben und Leiden der Menschheit.*)

Es mag vielleicht befremden, dass wir uns die Mühe nehmen, von den Uebeln des Krieges zu sprechen;

*) Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubnis des Verlages einem Kapitel des soeben deutsch erschienenen Werkes von Prof. Dr. Charles Richet „Die Vergangenheit des Krieges und die Zukunft des Friedens“. Autorisierte Uebersetzung von Bertha von Suttner. Dieses Buch bedeutet für die Friedensbewegung ein Ereignis und ist den wichtigsten Werken unserer Litteratur gleichzustellen. Es bildet eine wahre Rüstkammer

denn sie liegen so klar vor Augen, dass es ein müssiges Beginnen zu sein scheint, sie aufzuzählen.

Dennoch bringen es unsere Gleichgültigkeit, unsere Sorglosigkeit mit sich, dass wir diesem Jammer, den wir in seiner ganzen Grösse doch kennen, kaum mehr Beachtung schenken. Das sind Leiden, mit denen wir durch lange Gewohnheit vertraut geworden sind. Kalamitäten, an die man sich gewöhnt hat, empfindet man kaum mehr als solche. Auf der Strasse begegnet man oft unglücklichen Menschen, deren Gesicht mit blutenden Wunden und Geschwüren bedeckt ist. Solche Geschöpfe tragen, die Ortschaften durchziehend, ihr Ekel und Abscheu erregendes Aeusseres zur Schau, stumpf gegen den Schrecken, den sie allen einflössen, ihres eigenen Zustandes sich selbst kaum mehr bewusst. Die Gewohnheit hat sie gegen ihren Zustand abgestumpft, sie wissen es zuletzt gar nicht mehr, dass sie von schauderhaften Wundmalen entstellt sind.

Ebenso hat sich die Gesellschaft an das Entsetzliche des Krieges gewöhnt, gegen dieses Uebel abgestumpft. Sie weiss es nicht, oder will es nicht wissen, in welcher Pestilenz sie lebt. Sie entwickelt sich weiter fort, diesen traurigen Ueberrest ererbter Grausamkeit hinter sich herschleppend, ohne etwas anderes dagegen zu tun, als ihn nur schlimmer zu machen.

Das erste aller Uebel des Krieges ist der Tod; der Tod junger unschuldiger Menschen, die von andern jungen unschuldigen Menschen getötet werden.

Hierbei wollen wir stehen bleiben. Auf die Gefahr hin, als Philanthrop verschrien zu werden, meinen wir, dass der Tod eines Menschen doch wahrhaftig eine ernste Sache ist.

Es ist Brauch in der Welt, dass nach geltenden Rechtsnormen alljährlich etwa hundert verkommene Individuen durch den Strang, das Beil, die Guillotine oder durch Elektrizität, je nach Landessitte, hingerichtet werden. Diese Verbrecher haben getötet, erdrosselt, vergewaltigt. Nachdem ihnen jede erdenkliche Erleichterung geboten worden ist, sich zu verteidigen, nachdem man alle Vorsicht angewendet hat, um keinen Justizirrtum zu begehen, lässt sie die Gesellschaft, ist einmal das Verbrechen klar am Tage, so rasch und schmerzlos als möglich sterben, und sie entschliesst sich zu diesem ernsten Akt erst dann, wenn sie durch zahlreiche Beweise die Schändlichkeit dieser Bösewichter mit Sicherheit feststellen konnte. Trotzdem ist viel darüber geschrieben worden, um der Gesellschaft das Recht zur Tötung abzuspochen und sie der Unmenschlichkeit anzuklagen. Hundert Tötungen im Jahre in der ganzen zivilisierten Welt! Das ergibt also 10,000 Verbrecher, die im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der allgemeinen Sicherheit geopfert wurden.

Nun wohl! Den Tod dieser Verbrecher beklagt man und empfindet weder Scham noch Entrüstung, noch Mitleid über den Tod der Soldaten auf dem Schlachtfelde.

Und dies sind weder Räuber noch Mörder, es sind brave Burschen, voll Loyalität, Gesundheit und Lebenskraft; sie haben keinerlei Verbrechen verübt; man hat sie einfach vor die Kanonen gestellt und hat ihnen Marsch! zugerufen. Und nachdem man ihnen die Ueberzeugung beigebracht hat, dass der Ruhm des Herrschers von ihrem Mut abhängt, sind sie vorwärts marschiert, sind sie gefallen. Das ist

an schlagendem Beweismaterial gegen all die „weisen“ Argumente unserer Gegner. Dass Bertha von Suttner dieses Werk übersetzt hat, verleiht ihm für die Pazifisten deutscher Zunge noch einen besonderen Wert. Wir verweisen bezüglich Inhaltsangabe und Bezugsbedingungen auf das dieser Nummer beigefügte Inserat.

Die Redaktion.